

Hoffnung

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Unsere Zeit ist nicht eine Zeit der Hoffnung. Der Horizont der Möglichkeiten hat sich bedrückend verengt und überall ist die Aussicht in die Weite von unheimlichen Drohungen verstellt. Darum ist der heutige Mensch müde; in der geheimen Tiefe lauert bei allen Unternehmungen die Frage: wozu? und sie hat keine Antwort. Die Jugend vor allem, die Zeit der Hoffnung und des Aufschwungs, den keine Berechnung hemmt, sieht sich wie vor unübersteigbaren Mauern der Ausweglosigkeit. Nur aus dieser stillen Verzweiflung heraus versteht man, daß manche mit geschlossenen Augen und kopfüber sich Weltanschauungen und Parteien verschreiben, die die Hoffnungslosigkeit endgültig als das allein dem Menschen gemäße Klima verkünden.

Diese Hoffnungslosigkeit ist eigentlich überraschend. Niemals hätten unsere Vorfahren vor siebzig bis hundert Jahren es für möglich gehalten, daß eine Zeit, hinter der so viel technischer Fortschritt liegt und die sich selbst den Zutritt in die bis jetzt verschlossene Festung des Atoms erkämpft hat, daß eine solche Zeit ohne Hoffnung sein könnte. Sie hatten sich eine so weit fortgeschrittene Welt als eine Welt des allgemeinen Glückes vorgestellt, wo die aufgehende Sonne eines jeden Tages neue, ungeahnte Hoffnungen heraufführen würde, wo es allen eine Freude sein würde, in solchen Zeiten leben zu dürfen.

Jede technische Erfindung bedeutet in der Tat nicht nur eine Entlastung des Menschen durch die Naturkräfte, die ihm die Arbeit abnehmen, sondern auch eine neue Sicherung gegen unliebsame Überraschungen seitens der Natur. Je mehr der Mensch imstande ist, diese Kräfte zu lenken und zu nützen, um so geringer, so scheint es wenigstens, ist die Gefahr, daß sie sich gegen ihn wenden und sein Werk zerstören. Wo der Mensch früherer Zeiten sich von morgens bis abends in seinem Leben und in seiner Habe bedroht fühlte und keinerlei Sicherheit gegen diese Gefahren kannte, da hat die Technik überall Schutzwälle aufgebaut, die Drohungen in Hilfen verwandelt oder Verfahren geschaffen, die die immer noch unvermeidlichen Schädigungen schnell und gründlich ausheilen. Und eine solche Zeit ist ohne Hoffnung!

Ist das nicht unverständlich? Hoffnung ist doch wohl nichts anderes als die Sicherheit des kommenden Tages, die Sicherheit der Zukunft und die daraus entspringende Befreiung von der Angst des Daseins. Und solche Sicherheiten besitzt unsere Zeit mehr als irgendeine frühere in der langen Geschichte der Menschheit. Sie plant auf Jahre hinaus, und nicht mehr im

kleinen und einzelnen, sondern umfassend, für die Zukunft ganzer Völker, ja der ganzen Erde. In ihren Berechnungen wird die Zukunft vorweggenommen, so daß man heute genau weiß, auf Bruchteile einer Sekunde und eines Millimeters genau, was geschehen und wie und mit welchem Ergebnis es ablaufen wird. Und nicht nur weiß man, was kommen wird; nein, man hat das Kommende auch in der Hand. Man verfügt jetzt über die Zukunft und führt immer mehr das Kommende selbst herbei. Das ist doch wohl die sicherste aller Sicherheiten: daß man nicht bloß jedem Geschehen rasch zu begegnen weiß, sondern die Bedingungen des Zukünftigen fest und frei in der eigenen Hand hält und sie so und soweit einsetzt, wie man es um des zu Erreichenden willen für gut hält. Das war ja das Bild, das die Zeiten des Fortschrittsglaubens in einen wahren Taumel der Begeisterung hingerissen hatte, das Bild einer Zeit, einer zum Greifen nahen Zukunft, die ihre Enkel oder Urenkel erleben würden — die Glücklichen! —, wo der Mensch endlich die Angst vor dem Unbekannten, die religiöse Angst von sich werfen würde, weil die ganze Wirklichkeit durchsichtig, und nicht nur das, weil sie dem Menschen durch die Technik verfügbar geworden wäre und der Mensch nun selbst sein Schicksal in die Hände nähme, mit dem bis dahin infolge der menschlichen Unwissenheit dunkle Mächte so sinnlos hatten schalten können. Was würden unsere Ururgroßväter sagen, wenn sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Nachkommen sähen, die sie um das herrliche Leben im voraus beneidet hatten! Sind wir doch beinahe so weit, daß wir sie um ihren kindlichen, ungebrochenen, wenn auch, ach, so falschen Fortschrittsglauben beneiden.

Wo liegt der Fehler in der Rechnung, daß das Ergebnis von der Erwartung so verschieden ist, wie es in der Wissenschaft nie vorkommen darf? Die Rechnungen sind doch im einzelnen so oft durchgerechnet und nachgeprüft worden; immer genauer sind die Formeln der Wirklichkeit auf den Leib zugeschnitten worden, bis aufs Millimikron, ja bis auf aller kleinste Bruchteile von ihm. Da kann doch der Fehler nicht liegen; der Irrtum müßte sich schon längst herausgestellt haben. Liegt er dann vielleicht im Ansatz, oder gar noch früher, da wo der Gedanke des Rechnens erst aufkeimte? Dann mußte allerdings das Gesamt der Rechnungen bei aller Fehlerlosigkeit, ja gerade infolge seiner Richtigkeit dahin führen, wo wir nun angelangt sind: in die müde Hoffnungslosigkeit ohne Zukunft des heutigen Geschlechts.

Ohne Zukunft; das ist es vielleicht. Zukunft ist das, was erst auf uns zukommt und darum noch unbestimmt und unbekannt ist. Warum ist die Jugend die Zeit der Hoffnung und der Lebensfreude? Doch, weil sie Zukunft hat, weil noch so vieles Unbekannte überraschend und neu eintreffen kann. Weil das Leben noch ist wie ein Weihnachtsabend mit seiner Ungeduld und seiner Erwartung vor der Türe zu dem Zimmer mit dem strahlenden Baum und den Überraschungen der Geschenke. Dann aber ist das, was man sicher errechnet und in die Hand bekommen hat, ja keine eigentliche Zukunft; da es schon vorweggenommen da ist, kann es nicht mehr auf uns zukommen! So bietet es auch keine wahre Überraschung mehr. Die Erwartung zerfällt im

Wissen um den notwendigen Ablauf des Geschehens. Das Leben wird langweilig wie ein Roman, von dem man schon weiß, bevor das Buch aufgeschlagen ist, was auf jeder Seite stehen wird. Die einzigen Überraschungen in einer so im Voraus gewußten Welt können nur Unglücksschläge sein, Stellen, wo man sich verrechnet oder Faktoren übersehen hat, die nun die schöne Ordnung stören. Die Zukunft verkehrt sich aus einem Quell des freudigen Aufschwungs in die öde Langeweile einer vorausgenommenen, fast bereits vergangenen Gegenwart, unter der ständig die Angst auf der Lauer liegt.

Sollen wir also unsere Berechnungen ins Feuer werfen, unsere Maschinen verschrotten, unsere Technik als ein dämonisches Werk aus dem Leben verbannen und zurückkehren zu der von manchen Dichtern erträumten Einfachheit des Lebens? Auch wenn wir dies wollten, es gelänge uns nicht. Es bliebe ja bei dem Irrtum, der an unserer Verzweiflung schuld ist, daß die Freude den äußeren Lebensverhältnissen und nicht im Menschen selbst entspringt. Nicht die Technik als fertiges Werk verstellt uns die Zukunft, sondern der der Technik verfallene Mensch selbst steht der eigenen Zukunft im Weg. Nicht, daß es Technik gibt, macht uns hoffnungslos, sondern daß wir der Technik den falschen Platz angewiesen haben, da, wo Aussicht auf Zukunft ist, die sie nun mit ihren gewaltigeren Werken immer verwehrender verstellt. Technik kann nur berechnen und in ihrer Berechnung die Zukunft vorwegnehmen, so daß keine Zukunft mehr übrig bleibt. Sie tut darin nichts Unrechtes. Sie nimmt Zukunft nur darum vorweg und vernichtet sie so, weil der Stoff aus sich keine echte Zukunft hat und sich gerade deswegen der Berechnung darbietet. Weil im Stoff der ganze Ablauf je und je von der Gesamtheit der Bedingungen eindeutig und unveränderlich bestimmt ist, fehlt ihm die eigentliche Neuheit und damit die wahre Zukunft. Der Fehler, den die abendländische Menschheit begangen hat, besteht also darin, daß sie ihre Zukunft dort suchte und immer noch sucht, wo keine Zukunft ist und keine sein kann. Die voraufgehenden Geschlechter haben sich noch täuschen können, weil ihnen noch nicht bewußt geworden war, was das eigentlich an Langweile und Trostlosigkeit bedeutet, daß die Welt des Stofflichen rein mechanisch nach unveränderlichen Gesetzen abläuft und ihre Neuheit höchstens in den immer veränderten Konstellationen der gleichen Elemente liegt, also keine qualitative, innere, eigentliche Neuheit ist. Was diese Erkenntnis bedeutet, kündigt sich erst unserem Geschlecht an, und es kündigt sich an in der müden Verzweiflung einer Zeit ohne Hoffnung. Hoffnung ist der Blick auf Zukunft. Wo der Blick nichts mehr erschaut, was wirklich erst neu auf uns zukommt, was nicht bereits von unseren Händen abgegriffen ist, da ist keine Hoffnung mehr möglich. Wir meinten, Hoffnung sei die Sicherheit, mit der man bereits heute über das verfügt, was erst morgen eintreten wird. Und siehe, eine solche Sicherheit enthüllt sich als der Tod der Hoffnung.

Wäre dann Hoffnung vielleicht die Sicherheit des Unverfügbaren, die Sicherheit des wesentlich Unsicheren? Das klingt zunächst wie ein geistreich gesuchter Widerspruch. Aber sind wir nicht längst gewohnt, daß das Geistige,

das eigentlichst Menschliche widersprüchlich klingt, ohne es zu sein, wenn es sich in das aus den Dingen verfertigte Wortgewand kleiden muß, das ihm ja nie ganz richtig auf den Leib zugeschnitten sein kann? In der Tat ist Zukunft eine Erstreckung zwar schon des leiblichen Lebens, aber im vollen und starken Sinn nur des Geistes. Geist ist in seiner Dauer breiter und gefügter als Stoff. Geist ist wesentlich selbst Vergangenheit und Zukunft, wie er allein wahrer Gegenwart fähig ist. In einer Welt nur aus Stoff gäbe es weder Vergangenheit noch Gegenwart noch Zukunft; jeder Zeitpunkt ist ja nur das notwendige und immer schon verschwindende Ergebnis einer Vergangenheit, die ihn schon vorweggenommen hatte, wie er selbst alle Zukunft bereits eindeutig in sich trägt. Wenn es uns schwer wird, dies einzusehen, so kommt dies nur daher, weil wir, wenn wir eine solche Welt denken, mit unserem Denken diese Erstreckungen der eigenen Zeit auf das bloß ablaufende Geschehen gleichsam abzeichnen. Nicht als ob der Stoff nicht an sich zeitlich bewegt wäre und die zeitliche Ordnung seines Geschehens von unserer Auffassung käme, wie Kant es meinte. Der Stoff hat seine eigene Art zu dauern; aber sie ist so von der unseren verschieden, daß wir sie fast gar nicht so denken können, wie sie rein an sich ist. Darin liegt ja auch der Grund, der uns die Kantische Konstruktion noch einigermaßen verständlich macht.

Zukunft im vollen und eigentlichen Sinn ist nur da, wo Freiheit ist. Denn nur aus der Freiheit entspringt Neues, das noch nicht in seinen Bedingungen enthalten war und darum nicht einfach das Herauswickeln dessen ist, was eigentlich immer schon da war. Nur Freiheit ist Ursprung und Anfang. Darum hat nur Freiheit das Können, Überraschendes, Unberechenbares herauszustellen in eine sonst gleichmäßig ablaufende Welt und deren Langeweile immer wieder zu unterbrechen. Freiheit ist wesentlich schöpferische Kraft des Neuen. Wo Freiheit waltet, da weiß man, daß Neues sich ereignen wird. Aber man weiß es so, daß man es nicht in der Hand hat, daß man heute nicht bereits über den morgigen Tag verfügt. Unerwartet, unvergleichlich, gleichsam aus dem Nichts geschaffen, steigt das Neue hervor aus einem Quell, der sich jedem Zugriff entwindet und jeder Vorwegnahme entzieht. Nur wo Unberechenbares auf uns zukommt, das man zuvor in keiner Weise verfügbar bereits besitzt, nur da ist Zukunft. Die Hoffnung aber lebt in diesen Gefilden sicherer Unsicherheit, und nur in ihr.

Darum ist Hoffnung wesentlich mit Freiheit verbunden, und zwar zugleich von ihrem Ausgang und ihrem Ziel her. Von ihrem Anfang her lebt sie in unserer Freiheit. Hoffnung ist die Zuversicht, daß man dem Neuen, was es auch sein mag, gewachsen sein wird; daß man aus der Wendigkeit der eigenen Freiheit und der ursprunghaften Erfindungsgabe heraus das je und je Auftauchende verwandelnd aufzunehmen imstande sein wird und ihm darum ruhigen Herzens begegnen darf. Die Hoffnung entströmt der eigenen geistigen Macht. Darum ist sie eine Tugend in des Wortes alter, leider so vergessener Bedeutung, als Tauglichkeit, als Vermögen, als Manneskraft (*virtus*). Nur geistige Macht ist fähig, dem Unvorherzusehenden aus der Schärfe der geisti-

gen Erkenntnis und der Raschheit und Stärke des persönlichen Einsatzes in der angemessenen Weise je und je zu begegnen und es zum Heile zu lenken. Das innerste Vernehmen dieser geistigen Macht, das ist die Erfahrung der Hoffnung. Sie stützt sich nicht auf äußere Erfahrung; sie ist nicht wie die naturwissenschaftlich-technische Erkenntnis das Ergebnis einer Induktion aus den vergangenen Fällen, die ja bei der wesentlichen Neuheit des Geistigen versagen und an seiner Unberechenbarkeit zuschanden würde. Es ist gegenwärtige geistige Erfahrung, die ihren Quell hat in dem Selbstsein der Person, in der innersten Freiheit und deren Macht, die der Rede und dem Zugriff entzogen ist. Darum erscheint sie von der Welt der greifbaren Dinge, der Welt des alltäglichen Redens aus gesehen ohne Grund, als eine Zuversicht, die sich auf nichts stützt. Gerade von der Sicherheit des Berechneten, Technischen aus wirkt die wahre Hoffnung sinnlos, wie ein eitler Selbstbetrug. Aber nur deswegen, weil die Sicht des technischen Sicherungswillens für die Wirklichkeiten, die nicht verfügbar sind, blind ist.

Nicht weniger ist die Hoffnung von ihrem Endpunkt her auf Freiheit verwiesen. Denn sie ist die Begegnung der eigenen Freiheit mit der fremden, darum die Begegnung von Mensch zu Mensch im vollsten und tiefsten Sinn. Sie weiß, daß diese Freiheit allem Verfügen unzugänglich ist, weil sie ja sonst als Freiheit zu sein aufhörte; und verläßt sich doch auf sie, auf ihre Güte und Kraft. Dies setzt offenbar voraus, daß man diese Güte, diese Zuverlässigkeit als letzte Tiefe einer anderen Freiheit vernommen hat, vernommen, nicht wie man das greifbare Sein der Dinge erkennt, um mit ihnen entsprechend zu verfahren, sondern unmittelbar von Geist zu Geist, wenn auch in einem Vernehmen, das an den Leib gebunden und darum der Täuschung ausgesetzt bleibt. Die echte Hoffnung weiß, daß sie dieser Tiefe trauen darf, daß aus ihr nichts Böses zukommen wird, wenn ihr auch verhüllt bleibt, in welcher Gestalt das Unbeschreibbare ihr entgetreten wird. Die Hoffnung traut so auf einen Grund, der nichts von der Starre des stofflichen Seins hat, die wir als echte Zuverlässigkeit mißverstehen. Der geistige Grund ist immer in freier Umgestaltung, aber so, daß er dabei er selbst bleibt, wenn er will. Wiederum stützt sich die Hoffnung auf nichts, wenn man als einzige, als allein wahre und zuverlässige Wirklichkeit das berechenbare, verfügbare Sein der Dinge betrachtet. Einem von der Technik gebannten Zeitalter entschlüpft die Hoffnung, weil ihm ihr Grund unsichtbar und unverständlich geworden ist. Nur noch technisch konstruierend, aber im eigentlich Schöpferischen versagend, empfindet es tief innen die Schwäche und Gelähmtheit des Geistigen bei sich und bei den andern. Es hat nicht mehr das Vertrauen, dem Neuen siegreich begegnen und sich ihm ohne Schaden eröffnen zu können, immer bereit und immer fähig, es zu verwandeln. Es fühlt in sich nicht mehr die geistige Beweglichkeit, dem Einmaligen gerecht zu werden und es vom Grund her neu zu meistern. Aus dieser innern Schwäche greift es raffend zu dinghaften Sicherungen. Denn das Geistige selbst läßt sich ja nicht nach Willkür herstellen. Machen, das ist der Bereich der Lebenssorge, der Bereich der

Dinge, der Technik und der Planung. Aus einem innern Gefühl der Ohnmacht im Wesentlichen ist der Blick auf das Technische gelenkt worden und wurde die Technik dem Menschen übermächtig.

Hier könnte jemand einwenden, daß doch die Technik das angemessene Verhalten zu den Dingen sei. Dieser Einwand wäre ganz berechtigt. Nicht der technische Umgang mit dem Stofflichen ist der Fehler, den wir hier meinen. Vielmehr ist es der Übergriff des technischen Denkens auch auf die Gebiete des Geistes und vor allem auf die Beziehungen zwischen Menschen. Eine hohe technische Kultur läßt sich ja nicht halten ohne die sachlichen Sicherungen und Bürgschaften, die Verpflichtungen und Versprechungen erzwingbar machen. Handel und Gewerbe zwischen Unbekannten können nicht mehr bloß auf Treu und Glauben, also auf Hoffnung, aufgebaut werden. Doch besteht die Gefahr, daß diese Haltung immer mehr auf die wesentlich menschlichen Beziehungen übergreift und sie versachlicht und verbürokratisiert, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß das Menschliche und Geistige im gleichen Schritt an Macht und Tiefe zunimmt. Dafür haben aber die vergangenen Jahrhunderte nicht nur nicht gesorgt. Sie haben in einem fast unbegreiflichen Leichtsinne, der nur im Mangel an Erfahrung und in der kindlichen Freude an den neuen Entdeckungen eine gewisse Erklärung und Entschuldigung findet, die geistigen Werte verschleudert und zerstört, weil sie meinten, in der neuen Naturbeherrschung mehr als einen Ersatz für sie gefunden zu haben. So sind die geistigen Vermögen des heutigen Menschen verkümmert und blaß geworden wie eine Stubenpflanze. Die Fähigkeit zur echten Hoffnung ist fast erstarben. Damit ist aber eine geistige Verödung des menschlichen Bereichs eingetreten, deren Grauenhaftigkeit wir nunmehr zu verspüren beginnen.

Aber das große Sterben der Hoffnung in den menschlichen Beziehungen kam aus einer Krankheit, die noch tiefere Wurzeln angefrissen und zerstört hatte. Die allerletzte Hoffnung kann ja nicht auf den so oft versagenden, so gebrechlichen Menschen gehen. Und der eigenen Kraft, alles zum Guten zu wenden, was auch begegnen mag, kann der Mensch nicht weit trauen. Daß er aus sich im Allertiefsten ohnmächtig ist und in sich wie in den Mitmenschen, ja in den innerweltlichen Mächten überhaupt keinen Grund findet, das eigene Heil zu hoffen, das hat der Mensch zu allen Zeiten unausgesprochen gewußt und sein Wissen im Glauben an ein blindes und unpersönliches Schicksal zu gestalten versucht. Unerschütterliche Bürgschaft seines Heils, die Voraussetzung des Vertrauens auf sich und andere, vermag nur eine nie versagende Güte und nie unterliegende Macht, die alle und alles umfaßt, zu schenken. Hoffnung unter Menschen, wenn sie nicht eine bemitleidenswerte Einbildung der Unerfahrenheit sein soll, muß aus dem Grunde einer religiösen Hoffnung erfließen. Diese Wurzel aber ist von den vergangenen Jahrhunderten ruchlos ausgerissen worden und viele sehen auch heute noch in dieser Arbeit ihre Lebensaufgabe, nicht wissend, was sie sich und einer so hoffnungsarmen Zeit antun.

Die Vergötterung des Menschen, der durch die Technik sein eigenes Geschick in die Hand bekommen haben sollte, verdeckte nur einen Abgrund von Ohnmacht. Der eigentliche Grund seiner Hoffnung, die unverfügbare, unberechenbare Freiheit Gottes, aber als Freiheit der allmächtigen Liebe, war ihm unfassbar geworden. Darum ist das Vertrauen, daß die Macht, die das All beherrscht, es gut meint mit dem Menschen, verkümmert und erstorben. Diese Macht erscheint wieder als das grausame oder gleichgültige Schicksal, das über den Menschen und seine Werke und Pläne unbekümmert hinweggeht. Die Unverständlichkeit des Weltgeschehens, die in Wirklichkeit nur die Wirkung der Unvergleichlichkeit der Liebe, der Weisheit und der Macht Gottes ist, verkehrt sich für einen solchen Blick immer erschreckender in die sinnlose Willkür und unberechenbare Tücke einer in ihrer überlegenen Schadenfreude dämonisch erscheinenden Weltmacht.

Paulus nennt die Heiden „die, welche keine Hoffnung haben“ (1 Thess. 4, 13). Und in der Tat ist mit dem Glauben an einen persönlichen Gott die Hoffnung bedroht; und ohne den Glauben an den Gott der Liebe, wie er sich im Christentum geoffenbart hat, ist die unerschütterliche Hoffnung unmöglich. Aber eine so gefährdete Kultur wie die unsere kann nur auf dem Grund einer unerschütterlichen Hoffnung sicher aufrufen.

In dieser Hoffnung auf Gott aber offenbart sich der scheinbare Widerspruch und die Unwahrscheinlichkeit der Hoffnung bis zum Übermaß. Die christliche Hoffnung ist die größtmögliche Sicherheit des unüberbietbar Unsichern; beide Seiten zusammen machen erst die christliche Hoffnung aus. Sie ist Unsicherheit als absolute Unverfügbarkeit. Während man Menschen immer noch irgendwie am Gegenständlichen ihrer Welt fassen und sie unter Druck setzen und damit auch gegen ihren Willen über sie verfügen kann, um sie anzuhalten, das zu tun, was man von ihnen erhofft, ist Gott jeder endlichen Gewalt unnahbar entzogen. Gott ist reiner Ursprung, der nur aus sich selbst als dem Grunde seines Seins und Tuns lebt. Was Gott auch tut und ist, das ist oder kommt aus reiner Freiheit. Gott ist unbeeinflussbar er selbst in einer Weise, die wir uns nicht vorstellen können.

Damit ist aber das Tun Gottes ganz in seiner Hand, und nur in ihr. Wir können darauf keinen Einfluß nehmen, der auf unserer Macht beruhte und sich Gott aufdrängte. Wir mögen das Erhoffte noch so sehr ersehnen und meinen, Gott müßte es darum auch verwirklichen, dieses Sehnen und Erwarten gibt aus sich keinen Grund für die Hoffnung ab. Ihr Grund liegt in der reinen Freiheit, für die es keine Regeln des Benehmens, keine Gewohnheiten und keine allgemeinen Gesetze gibt, aus denen man das Zukünftige irgendwie vorausnehmen, durch die man sich sichern könnte. Die Freiheit Gottes steht am Gegenpol der berechnenden Vorausnahme des stofflichen Geschehens, ja, noch über diesen Gegenpol hinaus. Die absolute Neuheit und Ursprunghaftigkeit Gottes wiederholt sich nie.

Nach menschlicher Freiheit zu schließen, ist eine solche Freiheit und Unabhängigkeit kein Grund zur Hoffnung. Je unabhängiger ein Mensch von uns

ist, um so weniger erhoffen wir von ihm. Um so mehr hängt Gewährung oder Verweigerung nur von seiner Laune ab, der er im Gefühl seiner Überlegenheit keinen Zwang mehr auferlegt. Die Enttäuschung ist daher die Zwillingschwester aller bloß menschlichen Hoffnung. Dabei ist menschliche Freiheit immer noch zu beeinflussen, wenn auch nur durch Schmeichelei oder durch jammernden Anruf des Mitleids. Wie muß dann die Ungewißheit ins Grenzenlose wachsen, wo diese und alle andern Mittel an der Unzugänglichkeit für jede Einwirkung spurlos abprallen? Die absolute Freiheit Gottes wird so, als Grund unserer Hoffnung betrachtet, zu einem leeren Nichts, zu einer Ungewißheit, wie sie in den menschlichen Beziehungen so unfassbar gar nicht zu verwirklichen ist.

So ist es in der Tat, wenn wir Gott nur wie einen Übermenschen denken und den Grund unserer Hoffnung in dem Gewicht suchen, das unser Sein und Tun aus sich für Gott besitzen kann. Dann bestände für uns nur das Nichts der richtungslosen Ungewißheit, wo die Wahrscheinlichkeit nach keiner Seite hin schwerer wiegt. Aber sobald wir von uns absehend den Blick auf Gott richten, verwandelt sich diese Ungewißheit in die unfehlbarste Sicherheit, wird die Hoffnungslosigkeit zum Felsboden untrüglicher Hoffnung. Gerade weil Gott vollkommene, reine Freiheit und Ursprunghaftigkeit ist, haben wir allen Grund zur Hoffnung auf ihn. Er ist nur er selbst und handelt immer nur als er selbst, aus dem eigenen Grund heraus. Er wird nicht durch allerlei Einflüsse von außen, gar ohne es zu wissen, hin und her gezerzt im Zickzack unberechenbarer Laune. Seine Selbstheit ist, weil sie rein und frei ist, auch die reine Stete. Sein Tun entspringt nicht wie das menschliche nur halb oder nicht einmal halb der freien Entscheidung, während es zum anderen, größeren Teil bloß von den unterpersönlichen Ursachen ohne Sinn getrieben wird. In allem Tun ist Gott ganz er selbst und nur er selbst drin; so sehr, daß sein Tun nicht mehr von seinem Sein unterschieden ist.

Darauf kommt es also für unsere Hoffnung allein an, was dieses Selbst, diese unabiegbare Stete Gottes ist. Und da sagt uns die Offenbarung: „Gott ist die Liebe“ (1 Joh 4; 8, 16 f.; Joh 3, 16). Gott ist Schenken, Gott ist Bejahen des Seins der Geschöpfe. Immer, wenn Gott handelt, ist nur Liebe am Werk; und es kann nicht anders sein, soll Gott nicht aufhören, er selbst zu sein. Aus der unendlichen Macht seines Selbstseins heraus wird er immer nur Liebe sein und sein Tun nur in der Liebe seinen Ursprung haben. Darum ist es unmöglich, daß Gottes Wirken anders als zum Besten der Seinen gemeint sei (vgl. Röm 8, 28). Aus dem Wissen um diese reine Liebe entspringt die reine Gewißheit und Unerschütterlichkeit der christlichen Hoffnung. Wer etwas vom wahren Sein Gottes vernommen hat — und in Christus ist ein solches Vernehmen eröffnet worden; deswegen heißt er „unsere Hoffnung“ (1 Tim 1, 1) —, dessen Hoffnung kann nicht mehr erschüttert werden: „die Hoffnung macht nicht zuschanden“ (Röm 5, 5).

Dazu kommt, daß diese Liebe nicht wie der gute Wille des Menschen von den Ereignissen überrascht und aus ihrer Bahn gedrängt wird. Dafür bürgt

die Unabhängigkeit Gottes von jeder Art Beeinflussung. Da kann niemand den Hoffenden durch Verleumdung schlecht machen und ihn aus Gottes Gunst ungebührlich verdrängen. Die Heiden waren dessen bei ihren Göttern nicht sicher. Die Liebe des wahren Gottes hingegen ist unerschütterlich, weil diese Liebe ihren Ursprung in sich hat, weil sie aus der eigenen Kraft lebt.

Selbst die unberechenbare und unverfügbare Neuheit wird jetzt zu einem Grund der Hoffnung. Aus seiner schöpferischen Kraft heraus ist Gott allem Geschehen immer gegenwärtig und gewachsen; nichts überrascht ihn, nichts bringt ihn in Verlegenheit. Nie ist er zur Erreichung seiner Pläne auf das Geschöpf angewiesen, so daß ein Ausfall ihn zum Umstellen seiner Pläne, zu Flickwerk und zu Umwegen nötigte.¹ Pläne im menschlichen Sinn, festgelegte, vorausberechnete Umrisse der kommenden Tat gibt es für die reine Gegenwart Gottes nicht. Er ist als reinste Geistesgegenwärtigkeit jeder Lage mehr als gewachsen, und zwar in immer neuer Weise, so daß alles Geschehen, auch abgesehen davon, daß es nur mit seinem Willen zustande kommt, ihm zupass kommt wie nicht einmal der glücklichste Zufall dem Schaffen des Menschen. Jede Lage ist für Gott durchsichtig und in ihrem Sein widerstandslos flüssig und bildbar, daß sie seinen Absichten auch nicht den leisesten Widerstand entgegengesetzt. Mit Recht sagt darum Hengstenberg: „Gott hilft nicht aus Möglichkeiten, sondern geradezu aus Unmöglichkeiten“.² Unmöglichkeiten für alle geschaffenen Kräfte, die in nie vorauszusehender Weise im letzten Augenblick aus dem Wirrwarr in die helfende Ordnung zusammenlaufen. Dazu braucht es kein Wunder; das Wunder hat eine andere Aufgabe.³ In den Händen Gottes wirkt jede Ursache so, wie die Lebenskräfte aus dem Antrieb seiner Freiheit heraus den Arm des Menschen bewegen, ohne daß das Leben darum seine Eigenart aufgäbe. Wir dürfen uns die Welt Gott gegenüber nicht als starren Bestand vorstellen, wie sie sich unserer so armseligen Macht darbietet, gegen die sie sich aus ihrem von uns unabhängigen Sein heraus behaupten kann. Für Gott ist die Welt ein Geschehen, das nur durch seine immer gegenwärtige Macht in Gang gehalten wird.

Damit hat sich das Bild der christlichen Hoffnung von Grund aus geändert. Das scheinbar grundlose Nichts der göttlichen Freiheit enthüllte sich als der unangreifbare Felsgrund, auf den sie sich stützt. Es ist aber nun nicht so, und die ganze christliche Erfahrung spräche dagegen, daß nach einer solchen Glaubenseinsicht die Hoffnung eitel Leichtigkeit und Freude würde. Sie bleibt, wie wir oben sagten, die sicherste Unsicherheit oder die unsicherste Sicherheit. Das ist nicht weiter zu verwundern. Zunächst stellt sich ja das, was uns zum Heile dient, unserem natürlichen Empfinden so oft als ein grausames Unglück und ein nicht zu ertragender Verlust vor (Röm 8, 26f.). Bedenken wir ferner, daß die natürliche Einstellung des leibgebundenen Menschen immer

¹ Vgl. die schönen Ausführungen bei H. E. Hengstenberg, *Von der göttlichen Vorsehung*, Münster 1940, S. 119.

² A. a. O., S. 199.

³ Vgl. diese Zeitschrift, Bd. 142, S. 161—173.

auf gegenständliche Sicherheit ausgehen wird, die man in die Hand bekommt und über die man allein verfügt. Das leibliche Leben will heute schon die Sicherheiten für den kommenden Tag besitzen — bis zu einem gewissen Grad mit Recht für die Dinge des Leibes. Aber unser ganzes Denken und Wollen ist von diesem Drang nach verfügbarer Sicherheit durchseucht, und wir müßten unseren Leib von uns tun, wollten wir davon frei sein. Die Hoffnung aber weiß nur, daß Gott dann helfen wird, wenn die Stunde gekommen ist. Aber sie hat heute kein Pfand in der Hand, das sie dann morgen unabhängig vom Geber einsetzen kann, um sicher zu gehen. Das Pfand der Hoffnung kommt nie in unsern Besitz und erscheint darum dem natürlichen Denken wie das Fehlen jeder Bürgschaft und damit jeglicher Sicherheit. Das leibliche Leben drängt uns mit seiner ständigen Sorge von der Gegenwart ab in die Zukunft. Für Gott aber ist nie Zukunft, sondern nur reines Gegenwärtigsein. Darum kann er die Dinge scheinbar bis zu einem Punkt treiben lassen, wo es für jeden menschlichen Zugriff bereits zu spät wäre und keine Hoffnung mehr bliebe. Nur die christliche Hoffnung weiß, weiß in Furcht und Zittern, daß Gott nie zu spät kommt. So geraten leibgebundene Lebenssorge und christliche Hoffnung miteinander in Widerstreit. Die christliche Hoffnung hält den Menschen für sein natürliches Empfinden — und dieses drängt sich im Bewußtsein vor — hinaus in das entsetzliche Nichts völliger Unsicherheit. Im Tiefsten aber vernimmt der Christ die unsagbare Sicherheit dessen, der sich ohne Pfand und ohne Sicherung der Freiheit Gottes ausgeliefert hat. Darum ist die christliche Hoffnung die schwerste Bewährung der Tapferkeit, das gefährlichste Leben, von dessen Gefährlichkeit Nietzsche offenbar nie etwas verspürt hat. Aber sie ist zugleich das stillste Vertrauen dort, wo der Mensch am meisten er selbst ist, in jenen Tiefen, von denen das menschliche Wort nur noch stammelnd spricht, wo aber der Mensch unmittelbar aus der Schöpferkraft der Liebe heraus west.

Gott aber so zu vernehmen, das vermag der natürliche, gefallene, in seiner Seinsschwäche mißtrauisch gewordene Mensch nicht. Er verläßt sich nur auf greifbare, dingliche Sicherheiten und möchte sie auch seinem eigenen Grund gegenüber in die Hand bekommen. Darum bildet er sich Götzen, die dem Lob und der Schmeichelei zugänglich sind und die man durch reiche Gaben gewinnen kann, auch wo die sittliche Haltung keine solche Gunst verdient. Um christlich hoffen zu können, muß der Mensch zuvor im Innersten von Gott verwandelt werden, daß er das Zeugnis Gottes von sich selbst, daß er Christus gläubig zu vernehmen vermöge. Nur wenn der Geist Gottes in unsere Herzen ausgegossen ist, können wir Gott wirklich in kindlichem Vertrauen anreden als Vater (vgl. Röm 8, 15; 5, 5). Nur wer die Liebe erkannt hat, mit der Gott die Welt so geliebt, daß er seinen eigenen Sohn zu ihrer Rettung hingegeben hat (Joh 3, 16), kann mit dem unerschütterlichen Vertrauen der christlichen Hoffnungausharren in der unaufhebbaren Unsicherheit des menschlichen Daseins. Eine neue, gottgeschenkte Kraft allein macht es ihm möglich, jede Lage im Hinblick auf das letzte Ziel zu meistern; denn in allem wirkt

Gott mit denen, die ihn lieben, zusammen zu ihrem Besten (Röm 8, 28), so daß Gott und begnadeter Mensch wie ein einziger Mittelpunkt sind, aus dem heraus das menschliche Tun allem, was zustößt, überwindend begegnet.

Wo diese Hoffnung nachläßt, da wird sich der Mensch auf die Suche nach andern Sicherheiten begeben. Denn leben läßt sich nur aus einer letzten Sicherheit heraus; das gilt auch und vor allem für den Wagemutigen. Dem im Tiefsten unsicher und wegelos gewordenen Menschen bieten sich die handfesten Sicherheiten in der Welt der Dinge an. Als vorletzte Sicherungen des Lebens, da wo sie in der größeren geistigen Sicherheit der Hoffnung gründen und von ihr Maß und Festigkeit erhalten, entlasten sie den Menschen von der allzu verzehrenden Sorge. Werden sie aber zum Inbegriff des Sichern, zum Unbedingten, auf das allein Verlaß ist, dann wirken sie trügerisch wie Eis, das unter jedem Schritt einbricht. Dann verfällt der Mensch der maßlosen Gier nach Habe und Macht und verliert seine Kraft und seine Muße, Mensch zu sein, an die Sicherung seiner immer wieder unsicher werdenden Sicherungen. Das schweifende Ausgreifen des heutigen Menschen nach jeder Sicherheit ist kein Zeichen von wahrer Kraft. Es ist in Wirklichkeit geboren aus der tiefen Hoffnungslosigkeit des gottentfremdeten Daseins der Zeit. Es ist ohne das Maß der Besinnung, ohne Halt wie der Absturz ins Bodenlose. Darum ist es kein Zufall, wenn am Ende dieser großen Fahrt der abendländischen Menschheit nach irdischer, vom Menschen beherrschter Sicherheit zwar viele Einzelsicherheiten gefunden wurden, so zahlreich und umfassend wie in keiner Zeit zuvor, und doch das Lebensgefühl des Menschen so unsicher geworden ist, daß er fast nicht mehr zu leben vermag.

Das Christentum war sich bei seinem Vordringen in die antike Welt klar bewußt, daß es eine neue Hoffnung brachte und daß diese Hoffnung ihm den Sieg verleihen würde. Denn kein äußerer Verlust, keine Niederlage im Zeitlichen konnte die neue Zuversicht auch nur antasten; lag sie doch auf einer allem Irdischen unerreichbaren Höhe. „Darum erlahmen wir nicht; sondern wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, unser innerer erneuert sich Tag für Tag. Denn was nur eine gegenwärtig treffende, leichtwiegende Bedrängnis ist, das bewirkt in uns über alles Übermaß hinaus eine ewige Wucht der Herrlichkeit, uns, die wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare hinschauen“ (2 Kor 4, 17f.). Werden wir das wieder vermögen? Die brüchigen Sicherheiten des Irdischen, wo es nottut, lassen für die verlässliche Unberechenbarkeit der christlichen Hoffnung mit ihrer unendlichen Weite und tragenden Kraft? Wird aus dieser Hoffnung heraus die Welt wieder heimisch und vertraut uns anblicken, daß aus tiefster Zuversicht heraus die Unsicherheiten des Äußeren und Oberflächlichen leicht und beschwingt getragen werden?